

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1931

62 (14.3.1931) Wissenschaft und Bildung Nr. 11

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung (Badischer Staatsanzeiger) Nr. 62

Nr. 11

Samstag, den 14. März

1931

Das tausendjährige Waltharilied

Von Dr. Willi Veils

Aus Scheffels Roman „Ekkehard“ ist die Gestalt des Mönches Ekkehard von St. Gallen wohl bekannt, der die Herzogin Hadwig auf dem Hohentwiel im Vergil unterrichtet, die liebende Frau zur Unzeit von seiner Gegenliebe zu überzeugen sucht, und nach noch seinem bitteren Scheiden das von ihm verfaßte „Waltharilied“ der Herzogin zuwendet. Diese Dichtung, nach dem lateinischen Original übertragen, fügt Scheffel seinem Roman bei. Mit dichterischer Freiheit hat Scheffel die Personen verschmolzen. Denn der Verfasser des „Walthariliedes“ war Ekkehard I., der Lehrer Hadwigs aber Ekkehard II. Dieser Heldenfang aus dem 10. Jahrhundert, der aus Klostermanieren heraus eine alte germanische Sage in lateinischer Sprachform prächtig gestaltet, gehört heute noch zu den wertvollsten Denkmälern deutscher Kultur. Diese Bedeutung ist um so mehr zu betonen, als das „Waltharilied“ — verfaßt um 930/31 — nunmehr auf eine tausendjährige Vergangenheit in unverminderter Lebenskraft zurückzusehen kann.

Wir werden stets bedauern, daß von den altgermanischen Heldenliedern kaum etwas auf uns gekommen ist. Man begreift, daß die christlichen Priester dieser Erzeugnisse einer heidnischen Poesie mißtrauisch und ablehnend gegenüberstanden. Allerdings befandete Karl der Große, der doch das Evangelium mit blutigem Schwerte predigte, ein tiefes Verständnis für diese Zeugen bodenständigen Germanentums. Aber der religiös beengte Überzeiger seines Sohnes Ludwigs des Frommen, gründete für die von seinem Vater mit liebevollem Eifer gesammelten Heldenlieder den Scheiterhaufen an. Jahrhunderte schläft deutsches Dichten; geistliche, im Dienste der Glaubensverbreitung stehende literarische Produktion, unter der Diefried und der Helianddichter weit herausragen, tritt an seine Stelle. Daß aber auch in den Klöstern die Erinnerung an die Heldenzeit der Väter nicht entschwunden war, beweisen die beiden Fuldaer Mönche, die am Anfang des 9. Jahrhunderts das leider unvollständige Hildebrandslied aufgeschrieben haben. Die umfangreichste und bedeutendste germanische Dichtung dieser Frühzeit (leider in lateinischer Sprache) ist Ekkehard's „Waltharius manu fortis“ („Walthar Starthand“).

Über die Persönlichkeit des Dichters unterrichtet uns die Chronik von St. Gallen des Mönches Ekkehard IV. („Cajus S. Galli“, IX, 80; bequem zugänglich in der Übertragung von Meyer von Konow in „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit“, Vb. 38; Scheffels Quelle).

Über diesen Ekkehard I., der ein besonders hervorragendes Mitglied des Klosters war, der die Abtswürde ausübte und allgemein wegen seiner Gelehrsamkeit und seines menschenfreundlichen Wesens geschätzt war (geboren zwischen 900—910, gestorben 973) berichtet die Chronik: „Er schrieb... in den Schulen metrisch für den Lehrer, zwar noch in unsicherer Weise, weil er in seinem Wesen, nicht jedoch in seiner äußeren Erscheinung noch ein

Knabe war, das Leben des Walthar Starthand, welches wir nach unserem Wissen und Können verbessert haben, da der Erzbischof Aribio es uns befohl, als wir nach Mainz verlegt worden waren; denn das barbarische Wesen und dessen eigentümliche Laute, gestalten demjenigen, der sich noch als Deutscher fühlt, nicht plötzlich, ein Lateiner zu werden. Daher pflegten die Halbschulmeister (d. h. nicht die gelehrten Lehrer wie der Chronist!), ihre Schüler schlecht zu unterrichten, wenn sie sagen: Sebet zu, wie am deutlichsten vor irgendeinem Deutschen die Sache auszudrücken wäre, und übersezt dann die Worte in derselben Reihenfolge in das Lateinische! Dieser Irrtum hat bei jenem Werke den Ekkehard, als er noch ein Knabe war, befohl.“ Das Gedicht ist also nur eine Schularbeit, zu der der Lehrer das Thema gestellt hatte; der Zweck war: Übung im lateinischen Stil! Hierzu passen die Schlussverse der Dichtung:

Der du dies liest, vergehe der zerpunden Grütze, erwäge Nicht, wie rauh die Stimme noch ist, bedenke das Alter, Da sie, noch nicht entflohen dem Rest, die Höhe erstrebte.

Wegen der vielen Anflänge an das Deutsche hat dann Ekkehard IV. das Epos korrigiert; sicherlich nur sprachlich und metrisch. Doch können wir die Dichtung keineswegs als bloße Schularbeit einschätzen, denn eine starke dichterische Begabung, die sich ja auch in zahlreichen lateinischen Hymnen Ekkehard's I. zeigt, spricht unverkennbar aus dem Ganzen.

Daß das „Waltharilied“ weit verbreitet, also recht beliebt war, bezeugt die Menge der erhaltenen Handschriften. Zehn Handschriften, selbst aus dem 15. Jahrhundert, sind erhalten. Diese Verbreitung ist erklärlich, da die Dichtung eine beliebte germanische Sage erzählt.

Die Handlung des Epos spielt sich auf zwei Schauplätzen ab, bei den Hunnen (Vers 1—48) und bei den Franken (Vers 49—1456). Die ersten 10 Verse der Einleitung berichten über das Volk der Hunnen. Dann wird Attilas Heerfahrt nach Westen erzählt. Drei Reiche erkaufen den Frieden durch Tribute und Gesellen. Die Franken geben den jungen Hagen, die Burgunden verzeihen die Königstochter Siltgunt und die Aquitaner den Königssohn Walthar, der von Kind an mit Siltgunt verlobt war. Am Hofe Attilas, der, wie in der Theoderich-Sage und im Nibelungenlied als menschenfreundlicher, edler Herrscher dargestellt wird, werden die Kinder standesgemäß erzogen. Walthar und Hagen werden Heerführer, Siltgunt verwaltet die Schätze. Als Hagen erfährt, daß der neue Frankenkönig Gunther den Vertrag gekündigt hat, flieht er. Um so mehr sucht Attila die beiden anderen zu halten. Walthar aber plant, mit seiner Verlobten zu fliehen. Nach einem großen Siege läßt er den König und die Großen zu einem Gastmahl ein, macht sie trunken und entflieht mit der Jungfrau, die auf einem mit Schätzen schwer beladenen Roß sitzt. Kein Hunne wagt ihnen zu folgen. Bei Tage ruhen sie, bei Nacht aber geht die Fahrt weiter. Nach 40 Tagen sind sie am Rhein, gegenüber Worms. Durch den Fergen, der sie übersezt, werden sie an Gunther verraten. Hagen erkennt sofort die beiden an der Beschreibung. Gunther in seiner Hab-

gier sezt den Fremden nach; Hagen als Lehnsmann muß mit. Mit übermenschlicher Tapferkeit besteht Walthar siegreich 11 Einzelkämpfe. Dann zieht er aus der dedenden Schlucht; Gunther und Hagen fallen wenig ehrenvoll über den Eiben her. In dem Kampfe verliert Gunther ein Bein, Hagen das linke Auge und Walthar die rechte Hand. Walthar und Hagen scherzen über ihre Wunden, Gunther schaut gierig auf die entgangenen Schätze. Damit zieht jeder in seine Heimat.

Dieser an sich fesselnde Stoff ist außerordentlich klar gegliedert. Alles ist anschaulich und flott erzählt; ermüdende Längen weiß der junge Dichter Flug zu vermeiden. Seine dichterische Gestaltungskraft zeigt sich vor allem bei den mannigfaltigen Formen der Kämpfe, bei denen es keine Wiederholung gibt. Man sieht, daß in dem Verfasser noch selbst etwas von altgermanischer Redekunst steckt.

Diese Schilderung deutscher Tapferkeit ist ein charakteristisches Kennzeichen der Zeit. Moderne Dichter hätten die Liebe zwischen Walthar und Siltgunt in den Mittelpunkt gestellt. Für unseren Dichter aber ist der Mann der Mittelpunkt der Dichtung. Und diesem Mann gehört die ganze Liebe des Verfassers; er ist schlechtweg kein Heldenideal. Walthar ist das Muster des germanischen Helden, dessen Tapferkeit und Mannesmut sowie Körperkräfte übergroß sind, der aber in allem ein durchaus christlicher Ritter ist. Mit Gottvertrauen beginnt er den Kampf; inniges Gebet dankt Gott für seinen Beistand. Und als er — nach der Sitte der Zeit — vor dem Kampfe den Gegnern stolze Worte entgegengesendet hat, bittet er demütig Gott um Verzeihung. Man erkennt leicht das Vorbild: es ist Vergil, das Muster aller Dichtkunst für das Mittelalter, der in dem „frommen Aeneas“ (pius Aeneas) den germanischen Walthar vorgezeichnet hat. Doch hindert den christlichen Ritter nichts, seinen Wohltäter Attila gehörig zu berauben; als Strafe muß er die Kämpfe um eben diesen Hort bestehen. Hagen ist das Urbild der Treue und Tapferkeit; aus Treue muß er die Waffe gegen seinen Jugendfreund kehren; ein Thema, das viel gewaltiger im Nibelungenlied wiederkehrt. Ganz anders Gunther. Er wird als minderwertig dargestellt. Er kennt nur Tapferkeit in Worten; dazu ist er von Habgier beherrscht. Auch diese Charakterisierung findet sich im Nibelungenlied wieder. Beachtet man diese Charakterisierung Walthars und Hagens, dann merkt man den Geist des Christentums in der altgermanischen Helden-sage.

Nicht nur die Gestalt des Walthar weist antike Züge auf. Zahlreiche antike Beziehungen und Wendungen sind über die Dichtung verstreut; homerische d. h. nach Vergil) Bilder und Vergleiche fehlen nicht.

Doch dieses klassische Gewand ist der germanischen Form nur äußerlich überwunden. Helden und Kämpfe, Listen, Brantentführung, Schatz, Zweikämpfe, und über allem die Treue, sind typisch germanisch. Nur Siltgunt in ihrer dienenden Rolle ist ungermanisch gesehen.

Ungermanisch ist vor allem der veröhnende Ausgang mit den Scherzreden über die Wunden. Wie ganz anders

Ein deutscher Verleger

Am 25. Februar ist einer der angesehensten deutschen Verleger, Georg Dietrich Wilhelm Callwey, nach einem arbeitsreichen und arbeitsfreudigen Leben im Alter von 78 Jahren gestorben. Im Jahre 1884 gründete er in München seinen Verlag, der sich aus bescheidenen Anfängen zu einem bedeutendsten großen Unternehmen entwickelte. Allgemein bekannt wurde der Name Callwey als Verleger des von Ferdinand Avenarius gegründeten „Kunstwart“. In engeren Kreisen hatte der Verlag schon von sich reden gemacht durch die deutsche Malerzeitung „Die Mappe“, sowie durch ein zweites Fachblatt, die „Deutsche Kadrierer-Zeitung“, beides Unternehmungen, die sich um das deutsche Handwerk hoch verdient gemacht haben und heute noch als die führenden Blätter gelten. Um so weniger erfuhr man von der uneigennütigen Tätigkeit Callwey's, die der deutschen Wissenschaft zugute kam: es sei aber erinnert an das „Münchener Jahrbuch der bildenden Kunst“, das „Münchener Museum“, die „Münchener Texte“ und das „Münchener Archiv für Philologie des Mittelalters und der Renaissance“. Daneben entwickelte sich ein bedeutender Architekturverlag, aus dem nur die Werke Lessenows, Schumachers, Steinmehrs, Kemps und Schulze-Raumburgs erwähnt seien, sowie die Veröffentlichungen für den Deutschen Bund Heimatschutz, mit denen er sich um diese Bewegung hoch verdient gemacht hat. 1906 übernahm Callwey die Zeitschrift „Der Baumeister“, der schließlich zu einem allgemein anerkannten, weitverbreiteten Blatt geworden ist. Callwey hat in den letzten Jahren gerade diese Sache mit besonderer Liebe und großem Opfermut gefördert.

Aus der literarischen Abteilung des Verlags gelangte zu einer verdienten Bekanntheit Hanns v. Gumppenberg's Parodienbuch „Das deutsche Dichtertafel“. Man sollte aber nicht vergessen, daß auch die übrigen Werke dieses verananten Dichters bei Callwey erschienen, daß Carl Hauptmann, die Lyrik Hans Böhm's, das dichterische Werk Ferdinand Avenarius, die Bücher

Albert Trentinis u. a. hier einen großzügigen Verleger fanden. Daneben Ausgaben für die Schule, die Jugend, das Laienspiel: Webers „Deutscher Spielmann“, „Die Schatzgräber-Bühne“, Schattenbilder, vor allem aber die ausgezeichnete, spottbillige, vollständige Reihe „Der Schatzgräber“. Der eigentliche Aufstieg des Verlags aber blieb mit dem großen Erfolg des „Kunstwarts“ verknüpft. Callwey hat um den „Kunstwart“ ein ganzes Jahrzehnt gekämpft und ihm ein großes Vermögen geopfert. Sein Vertrauen und seine unentwegte Liebe zu der Sache, seine Beharrlichkeit und Ausdauer sah sich dann endlich im Jahrzehnt vor dem Kriege durch einen beispiellosen Erfolg belohnt. Die Zeitschrift selbst und ihre Unternehmungen: „Die Meisterbilder fürs deutsche Haus“, die Kunstwartmappen, die Vorzugsdrucke und nicht zuletzt die epochemachenden und zu damals unerhörten Auflagen aufsteigenden Anthologien Avenarius: Das Hausbuch deutscher Lyrik, Das Balladenbuch, Das fröhliche Buch — das gab dem Verlag eine tiefgehende Wirkung, die weit über eine Generation hinreichte und weit über die Grenzen Deutschlands hinaus langte. In engstem Zusammenhang damit stand der „Dürerbund“, in dem Callwey jahrelang als Schatzmeister und Geschäftsführer wirkte, und der sich die Pflege einer unverfälschten Ausdruckskultur in den breitesten Schichten zum Ziel setzte.

Georg D. W. Callwey blieb bei alledem im Hintergrunde. Es widerstrebt seiner Natur, hervorzutreten oder gar dieses sein Werk ans Licht zu stellen. Dafür aber konnte ihn nichts an sich irre machen. Auch als der Weltkrieg und seine Folgen, die äußeren und die inneren Nöte, die Irrungen und Wirrungen der letzten Jahre die größten Anforderungen an seinen Wagemut, seine Konsequenz und — seine Selbstlosigkeit stellten, war er in seinem Glauben an seine Lebensaufgabe nicht zu erschüttern. Mit Georg D. W. Callwey ist ein deutscher Verleger von höchstem sittlichen und geistigen Verantwortungsbe-wußtsein heimgegangen, ein Mann, der es nicht anders verstand, als eine Sache um ihrer selbst willen zu tun und sein Werk in den Dienst des ganzen Volkes zu stellen.

Karlsruher Konzerte

Erstaufführungen zeitgenössischer Klavierkompositionen — so lautete das Programm eines in privatem Zirkel von

Lubia Hoffmann-Behrendt (Berlin)

gegebenen Konzertes. Es waren darunter Werke, die bezüglich Form, Klang und Ausdruck eine ganz bedeutende Gestaltungskraft erforderten. Aber nicht nur ein ohne Frage sehr entwickeltes technisches Können sprach für die Künstlerin, mehr noch festelte an ihrem Aufführen die unbedingte Disposition für derlei moderne Kompositionen und zweifellos zählt diese Pianistin zu den Wenigen, die mit dem Vortrag junger Musik auch von deren innerem Gehalt wirklich überzeugen. Aus der Reihe des Gebotenen durften vor allem nach einer Sonatine von Max Trapp, die trotz ihres konsequent polyphonen und linearen Denkens noch ein bißchen weitläufig annutete, Josef Schells Klaviermusik (Nr. 2) sowie Heinz Tieffens Klavierstücke (op. 37) härtestens interessieren, nicht bloß, weil sie der tiefgreifenden Wandlung, der auch das Klavierstück vom musikalischen Formbegriff her gesehen, heute unterworfen ist, eine klare Deutung zu geben versuchten, sondern weil das ihnen zugrunde liegende geistige Prinzip fühlbar und feinkräftig zugleich den prägnanten Willen zu einem neuen Stil in sich trägt. Eine lange nicht so gesunde und auch schon im Rhythmischen kraftvolle Formung der Einfälle verriet eine zweite Suite von Paul Höffer, auch bei Ernst Toch (Capricetti) und Max Butting (Bagatellen) täuschte geschmeidige Lockerheit der Stimmführung kaum über einen oft recht mageren Klanggehalt hinweg. An herzlichem Beifall hat es indessen der seltenen Veranstaltung, zu deren Beginn vom Unterzeichneten einige, in das Wesen der modernen Klaviermusik einführende Worte gesprochen wurden, nicht gefehlt.

Dem Verein bildender Künstler war — gleichfalls noch am Ende der schon abgelaufenen Woche — die Bekanntheit mit einer Sängerin zu danken, der man mit Freude zuhörte.

Emmy Küst-Grö,

eine jetzt nach Wiesbaden verpflichtete Opernsopranistin, gab zunächst durch zwei vom Alltäglichen stark abweichende Bach-Arien ihrem Programm eine besondere Note. Intelligenz und Musikalität ihres schlichten eindrucksvollen Vortrags bestechen sofort in hohem Maße. Auch das rein Stimmliche hielt gutes Niveau, wenngleich hier doch kleine Einwände zu machen

das Hildebrandlied! Die germanische Auffassung vom Kampf ist ernst und tragisch. Aber das jüngere Hildebrandlied (15. Jahrh.) zeigt denselben Wandel zu einer milderen Auffassung, die jene Herbe nicht mehr verstehen konnte. Damit kommen wir zur Einstellung des Dichters: er nimmt die Heldenkämpfe nicht ernst er läßt merken, daß er ganz anders denkt. Seine Darstellung ist ironisch!

In unverminderter Glanz steht Eckehards Dichtung heute noch vor uns. Schon Walthar von der Vogelweide nennt Walthar und Hildegunde als typisches Liebespaar, und auch im Nibelungenlied finden wir ihre Spuren. So hat das „Waltharlied“ die Zeiten überdauert als prächtige Schilderung aus germanischer Zeit.

Welche Gefahren drohen unserer Erde?

In früheren Zeiten, namentlich im frommen Mittelalter, traten in Verbindung mit bestimmten Jahreszeiten oder Kometenercheinungen usw. immer wieder einmal panikartige Befürchtungen unter den Menschen auf, daß an einem bestimmten Tage der Untergang der Erde bevorstehe. Es gibt auch in unserer aufgeklärten Zeit noch immer Menschen genug, die sich über die Zukunft unseres Heimatlandes Sorgen machen. Darüber hinaus verdient die Frage nach den Gefahren, die etwa unserer Erde drohen könnten, wirklich unser Interesse.

Gerade in den letzten Jahren hat uns die Wissenschaft eine ganze Anzahl neuer Resultate geliefert, die wir zur Beantwortung unserer Fragen heranziehen können. Da sind zunächst die Forschungen über den inneren Aufbau der Erde. Sie haben uns gezeigt, daß wir von dieser Seite her um den ferneren Bestand unseres Heimatlandes keine Sorgen zu haben brauchen, da die Erde nämlich außerordentlich „solide“ gebaut ist. Gewiß, drohen den Erdbewohnern stets die Gefahren von Vulkanausbrüchen, Erdbeben usw. — irgendeine Gefährdung des ganzen Lebens auf der Erde aber kann aus derartigen Zwischenfällen keinesfalls entstehen, schon deshalb nicht, weil es nur ganz bestimmte Gebiete der Erde sind, in denen überhaupt die Möglichkeit größerer Erdbeben gegeben ist. Wir wissen heute, daß die Erde aus einem Ball von glühenden Gasen entstanden ist, der sich langsam abkühlte, die feste Erdkruste bildete, und dadurch die Bedingungen schuf, unter denen sich das Leben entwickeln konnte. Man hat sich bemüht, die Zeit festzustellen, zu der sich die ersten Spuren des Lebens auf der Erde nachweisen lassen. Das Ergebnis dieser Untersuchungen war folgendes: Die feste Erdkruste, das Meer und die Atmosphäre sind seit mindestens 1500 Millionen Jahren vorhanden, und in dieser Zeit haben sich keine wesentlichen Veränderungen im physikalischen Zustand der Erde mehr ereignet. Nach alledem leuchtet es wohl ein, daß wir von der Erde her um den ferneren Bestand des Lebens keine Sorge zu haben brauchen. Wie steht es aber mit den Gefahren, die uns vom Weltall her drohen, in dem unser Planet ja nur ein winziges Staubkörnchen bildet? Wenn überhaupt ein Untergang der Erde möglich ist, dann kann die Ursache dafür nur in kosmischen Ursachen irgendwelcher Art gesucht werden. Es existiert eine gewaltige Literatur über den „Weltuntergang“; Zusammenstöße der Erde mit „verirrten“ Sternen werden befürchtet. Kometen sollen mit den giftigen Gasen ihres Schwanzes alles Lebende auf unserem Planeten vernichten, die Sonnen-

strahlung soll nachlassen oder sich plötzlich ungeheuerlich verstärken und uns entweder erfrieren oder braten lassen usw. Die in dieser Richtung vorgebrachten Prophezeiungen und Befürchtungen ließen sich seitenslang fortsetzen. Fragen wir uns lieber, welche Antwort uns heute die Wissenschaft — speziell die Astronomie — auf unsere Frage zu geben hat.

Von den Gefahren, die der Erde aus dem Kosmos drohen, ist wohl die einzige, die praktisch für die Gegenwart in Frage kommt, die eines Zusammenstoßes mit einem anderen Himmelskörper. Denn die übrigen Möglichkeiten, vor allem ein plötzliches Erkalten oder ein Heißwerden der Sonne, haben eine so geringe Wahrscheinlichkeit für sich, daß es den Boden der Wissenschaft verlassen hätte, wenn man sie ernstlich als Möglichkeiten ins Auge fassen wollte. Damit soll nicht gesagt sein, daß Schwankungen in der Sonnentemperatur an sich unwahrscheinlich wären; sie sind im Gegenteil mit Sicherheit anzunehmen, aber größere Schwankungen, die auch für die Erde und das Leben auf ihr von entscheidender Bedeutung werden könnten, gehen jedenfalls in so unermeßlich langen Zeiträumen vor sich (es handelt sich um Milliarden von Jahren), daß sie für die Frage nach „akuten“ Gefahren vollkommen außer Betracht bleiben können. Dagegen kann natürlich ein Zusammenstoß mit einem anderen Himmelskörper jederzeit erfolgen, und es ist auch ohne weiteres einleuchtend, daß ein solcher Himmelskörper, wenn er beispielsweise die Größe des Mondes hätte, die Erde unter Umständen völlig zerstören könnte. Die Frage kann also nur dahin lauten, wie groß die Wahrscheinlichkeit eines derartigen Zusammenstoßes einzuschätzen ist.

Zusammenstöße der Erde mit Teilen anderer Himmelskörper kann man in jeder sternklaren Nacht beobachten. Und jeder Mensch wird diese harmlosesten aller Zusammenstöße auch schon selbst gesehen haben, wenn er sich über den wahren Charakter der Sternschnuppen — denn um sie handelt es sich — auch nicht immer ganz zutreffende Gedanken gemacht haben wird. Bedeutend seltener als sie sind die Meteorite, die sich von den Sternschnuppen nicht grundsätzlich, sondern nur der Größe nach unterscheiden. Denn während die kleinen, oft nur wenige Gramm schweren Sternschnuppen bereits in sehr großer Höhe verdamfen, gelangen die schwereren Meteorite viel tiefer herab und manchmal sogar bis auf die Erde herunter. Immerhin gehören größere Meteorite schon zu den ausgesprochenen seltenen Erscheinungen.

Wie überall in der Natur gilt auch für die Himmelskörper der Erfahrungssatz, daß das Große seltener ist als das Kleine. Ein Zusammenstoß der Erde mit einem Meteor von solcher Ausmaße, daß dadurch die ganze Erde gefährdet würde, ist auch dementsprechend unwahrscheinlich. Dagegen kommen Meteorite, die einem beschränkteren Teile der Erdoberfläche gefährlich werden können, immerhin ab und zu vor. Der letzte und größte derartige Meteorfall in historischer Zeit dürfte wohl der aus dem Jahre 1908 gemeint sein. Damals ist in Sibirien, allerdings in ganz unbewohntem und unbesiedeltem Gebiet ein Meteor von ganz ungeheurer Größe niedergegangen. Man kann sich von ihr einen Begriff machen, wenn man hört, daß die Expedition, die im Jahre 1926 zur Erforschung dieses Meteors von der sowjetrussischen Regierung ausgerüstet worden ist, noch in einer Entfernung von vielen Hunderten von Kilometern von der Aufschlagstelle des Meteors ungeheure Verwüstungen fand. Wenn ein solches Meteor in einem dicht besiedelten Lande, wie Deutschland niedergegangen wäre, hätte es zweifellos gewaltigen Scha-

den angerichtet und für die betroffene Gegend einen „Weltuntergang“ bedeutet.

Endlich hat besonders das Thema „Zusammenstoß der Erde mit einem Kometen“ die schriftstellerische Phantasie schon von jeher angeregt. Die Wissenschaft beurteilt aber heute eine solche „Gefahr“ sehr optimistisch. Denn es hat sich ergeben, daß die Kometen sämtlich ganz auffallend wenig Masse haben. Die Kometenschweife sind z. B. so dünn, daß man durch sie hindurch auch die kleinsten Sterne noch mit ungechwächter Kraft leuchten sieht. Und auch die Köpfe der Kometen sind jedenfalls sehr leicht. Gegen den Anprall solcher geringen Massen hat aber die Erde einen ganz vorzüglichen Schutz in Gestalt ihres Luftmantels, der kleinere Massen bei einer Berührung sofort zur Verdampfung bringt und größere in ihrer Geschwindigkeit wenigstens soweit herabmindert, daß sie nicht mehr so viel Unheil anrichten können. Zudem hat die Erde schon zu wiederholten Malen Zusammenstöße mindestens mit Kometenschweifern durchgemacht, ohne daß außer besonders schönem Sternschnuppenfall etwas davon zu bemerken war.

Schließlich könnte man noch an die Gefahr denken, die durch den Ausbruch des Mondes verursacht werden könnte. Ein solcher Zusammenstoß würde natürlich den Untergang der Erde bedeuten. Aber die Theorie, daß sich der Mond der Erde nähert, ist erstens von den Wissenschaftlern noch äußerst bestritten, und zweitens würde, auch wenn sie bestimmt richtig wäre, bis dahin noch so lange Zeiträume vergehen, daß man dieses Ereignis bei Erörterung der praktischen Möglichkeiten getrost außer Betracht lassen kann.

Zusammenfassend kann also gesagt werden, daß die Gefahr eines Weltunterganges äußerst gering ist, so gering, daß man sie in der Praxis gänzlich außer acht lassen kann.

Dr. K. Hofmann.

Zeitschriftenbau

„Schule und Elternhaus“, Halbmonatsschrift für Eltern und Erzieher, Blätter für aufbauende Kultur, Herausgeber: Hugo C. Jungst; Redaktion Berlin-Germersdorf; Verlag: Schule und Elternhaus, F. Balog & Co., Berlin-Germersdorf und Siegen i. W.; Bestellpreis 70 Pf. und 5 Pf. Lieferungsgebühr.

Die vorgenannte Zeitschrift hat es sich zur Aufgabe gemacht, auf wissenschaftlicher Grundlage und in verständlicher, tendenzloser und allgemeinverständlicher Ausdrucksweise zwischen Lehrern und Eltern deren notwendige Arbeitsverbundenheit im Gemeinschaftsdienst am Kinde zu betonen und zu fördern. Sie dient der Vertiefung des Gedankens der mündlichen Ansprache auf Elternabend der Schule. In erzählender Form werden an Hand von Beispielen und Erzählungen aus dem täglichen Unterrichts- und Erziehungspraxis die anregenden Fragen und Probleme von namhaften Pädagogen und Schulmännern aufgerollt. Es seien nur F. C. Müch, Rudolf Paulsen, Dr. Joh. Krüger, S. Scharrelmann, Gennemann, von Hauff, Prof. Gerhard Budde genannt. Auch Juristen und Schulpflichtige arbeiten mit. Die Schrift ist auf keine besondere Schulgattung, und auf die Weidzeit vom Kleinkind bis zur Reifezeit eingestellt. Der Inhalt der Zeitschrift in ihren schönsten Heften interessiert, nährt Geist und Gemüt. Das beweisen die „Stimmen aus dem Lehrertage“, „Der bunte Garten“ erfreut die Kinder, und ein Unterhaltungsstück schließt aus Kunst, Wissenschaft und Literatur. — „Schule und Elternhaus“ wird in der deutschen, auch badischen, Fach- und öffentlichen Presse, sowie von Pädagogen und Schulmännern von Namen und Rang und in lebender Stellung lobend gewürdigt. Empfehlende Besprechungen finden sich u. a. in der Württembergischen Schulzeitung (September 1929), der „Badischen Schulzeitung“ (Februar 1930, Blatt Nr. 6), der „Badischen Lehrerin“ (Blatt Nr. 4). Auch wir machen, hiermit auf „Schule und Elternhaus“ empfehlend aufmerksam.

wären. Noch schien das Organ zuweilen etwas einfarbig und wie ein Kängurü auch gelegentlich leichte Unebenheiten auf. Einen großen Erfolg errang aber die junge Sängerin später, richtige Opernauwacht annehmend, mit der „Gilda“ (Arie (Nigolotto), und sehr zu Recht wurde sie auch nach Schuberts „Der Hirt auf dem Felsen“ kühnlich gefeiert. Bemerkenswert war an dem Abend des weiteren die Mitwirkung einer Bläser-Kammermusik-Vereinigung, die sich anscheinend neu aus Mitgliedern des Landestheaterorchesters gebildet hat. Mit einem „Andante und Scherzando“ von Reicha und einem „Thema mit Variationen“ von Th. Almer führte sie sich recht günstig ein; außerdem waren die ihr angehörenden Herren, Willy Mayer (Oboe d'amore) und Bernhard Eienrecht (Klarinette) solistisch beteiligt. Neben solch wohlklingenden Beiträgen konnten aber auch Hans Albrecht Mann (Begleitung am Flügel) und Wolf Reus, der die Violoncello bei Bach spielte, auf richtigem Weisfall entgegennehmen.

Buganten des Frauenvereins vom Nalen Kreuz für Deutsche über See stellten sich wieder einmal.

Margarete Voigt-Schweikert und Ernst Effelsgröth zusammen mit Eugenie Brod-Fischer als Begleiterin der Öffentlichkeit vor. Ein Hauptteil des Programms umfaßte wieder der früher mehrmals mit ähnlichen Werken bekanntgewordene einheimischen Komponistin, stark romantisch empfundene Nachbildungen, die Ernst Effelsgröth mit sehr viel Geschmack und Feinsinn interpretierte, ohne freilich tiefer zu schürfen. Das mag eines Teils an den Schöpfungen selbst gelegen haben, zum anderen ist es aber auch bedingt durch Umfang und Ambre seiner Stimme, die genauer wohl als tendenzieller Variation zu bezeichnen wäre. Denn das offenbar in guter Schule erzogene Organ besitzt zwar ein angenehmes weiches Piano, aus dem es drei Viertel seiner Wirkungen schöpft, ermangelt jedoch etwas der Kraft und Fülle des Tones. Nach den weiteren Darbietungen (Schumann, Schubert) wird allerdings das beifallsfrohende Publikum ihm einen ebenso akzentuierten Erfolg bereitet haben. Im Verein mit der dritten Konzertpartnerin hatte Margarete Voigt-Schweikert zu Anfang des Abends, der im Germania-Spiel stattfand, an das schöne D-Moll-Violoncello von J. M. Veclair, einem Zeitgenossen Couperins und Corellis, erinnert. Die in der Vertragsfolge noch vorgegebene César-Franck-Sonate konnte ich leider nicht mehr abwarten.

Wie immer solche in mühsamer Arbeit zustande gekommene Abende ausfallen: Wir bekamen gern eine Schwäche für Schüleraufführungen und wollen deshalb auch heuer die

Schlusskonzerte der bad. Musikhochschule hier nicht ganz unerwähnt lassen, die in diesem Jahr schon auf die Osterzeit vorverlegt wurden. Es sind wiederum nicht weniger als zehn größere Veranstaltungen angelegt, in denen von den rund 1000 Schülern und Schülerinnen der Anstalt die besten zu einer öffentlichen Kontrastprobe herangezogen werden sollen. Drei Konzerte haben mittlerweile stattgefunden, und sehr viel Enthusiasmus und gläubige Zuvorfahrt, aber auch rührende Befangenheit kämpften dabei gegen die kalte Routine an, die im normalen Konzertbetrieb nun einmal zu meist oben auf ist. Die bis jetzt Beteiligten müssen sich freilich an dieser Stelle mit einem Kaufsallo begnügen, so sehr vielfach die eine oder andere Leistung eine geforderte Erwähnung verdient hätte, und die für eine kurze Zeit auf dem Podium exponierten jungen Künstler vor Aufgaben zeigte, die sie auch wirklich technisch, geistig und stilistisch zu bewerkstelligen vermochten. Wie sich die einzelnen, mit mehr oder minder gutem Anstand aus der Affäre zogen, übertrage jedoch den Durchschnitt vorläufig nicht soweit, daß es anders als mit einem wohlverstandenen Schulmaßstab gemessen werden konnte.

Im Mittelpunkt der Begebenheiten, die ein vom badischen Landestheaterorchester für die „Karlsruher Notgemeinschaft“ veranstalteter

Wiener Abend

brachte, standen natürlich nur Werke von Schubert und Strauß. Sie ließen den Abend zunächst eine äußerst stimmungsfördernde, nachher sogar fast eine den Festtag nachfeiernde Note. Daß gerade ein solches Programm unter Generalmusikdirektor Josef Kriss meisterhaft ausgeführt wurde, war vorauszusetzen; auch von den in der städtischen Festhalle zusammengetrübten Tausendfachen, die den Dirigenten bei dieser Gelegenheit den Sittentram eines Erfolges in vollen Jügen schürfen ließen, war sicherlich niemand enttäuscht. Mit der jugendfrischen „Zauberbarbe“-Overtüre Schuberts begann man, dann folgte dessen VI. Sinfonie (C-Dur), die ja auch keine Schicksalsprobleme wälzt und besonders vom humorig angelegten Scherzo ab zu ungeklärter Fröhlichkeit überleitet. Von da zur spät rhytmisiereten Walzermusik eines Johann Strauß ist wirklich kein großer Schritt mehr, und alles ging um so williger mit, weil der Dirigent und seine Musiker die verführerischen Klänge famos aufspielten. Dazwischen noch als besonderer Klump Lott Fährbach mit einem lebenswichtigen, braueroisen und zündenden Vortrag der „Niederleiderwalzer“, dem sich der so solorturfreudige „Frühlingssinfonienwalzer“ anschloß, und es gab des Beifalls bis zum wiederholten Nadeßky-Marsch bei-

nähe sein Ende! Wer den Wiener Abend verfehmte, wird zweifellos gut daran tun, sich rechtzeitig für seine befanntlich in 8 Tagen angelegte Wiederholung eine Karte zu besorgen; er wird damit zugleich auch der Notgemeinschaft helfen, in deren Namen Wen. a. D. Leers der Künstler herzlichen Dank aussprach und um weitere Unterstützung bat.

S. Sch.

Institut für katholische Kirchenmusik an der Badischen Hochschule für Musik. Die Badische Hochschule für Musik in Karlsruhe errichtet mit Beginn des neuen Studienjahres (16. April 1931) im Benehmen mit dem Erzbischoflichen Ordinariat in Freiburg i. Br. unter Leitung des Direktors Franz Hilbig ein Institut für katholische Kirchenmusik, dessen Aufgabe die kirchenmusikalische Ausbildung katholischer Geistlicher, Organisten und Chorleiter, sowie interessierter Kirchenmusikfreunde und Musikliebender sein wird. Mit den Vorlesungen über Choral und Liturgie ist Vater Ballmann O.S.B. aus dem Kloster Maria Taubach beauftragt. Der Plan, eine gleiche Einrichtung auch für evangelische Kirchenmusik an der Badischen Hochschule für Musik zu schaffen, hat sich durch erledigt, daß der Evangelische Oberkirchenrat die Gründung eines evangelischen Landeskirchenmusik-Instituts in Heidelberg beschloß hat.

Julius Weismann vertont eine Dichtung G. F. Meyers: Julius Weismann, dessen Musikdrama „Gespensersonate“ zur Zeit in Freiburg i. Br. mit großem Erfolg zur Aufführung gelangt, hat nach einem Gedicht des Schweizer Dichters G. F. Meyer „Der Kappe des Comhurs“ ein neues Werk für Männerchor und Orchester geschrieben. Es wird im Mai in Freiburg i. Br. in einem Konzert des Freiburger Männergesangsvereins im Verein mit dem Stadtorchester unter Leitung von Wilhelm Weis zur Aufführung kommen.

Die Münchener Schad-Galerie. Im Zusammenhang mit den Erörterungen über die Aufhebung der preussischen Gesellschaft in München erzählt die „Bayrische Staatszeitung“ von zuständiger Seite, daß nicht daran gedacht wird, die berühmte Gemäldegalerie, die sich im Gebäude der preussischen Gesandtschaft befindet und die durch Vermächtnis des Grafen Schad Eigentum des preussischen Staates geworden ist, aus München nach Preußen zu verlegen. Die Galerie soll in München bleiben, und es werden voraussichtlich noch Besprechungen eingeleitet werden, ob die Verwaltung der Schad-Galerie in die Hände der bayerischen Behörden übergeht oder ob ein besonderer preussischer Beamter zu diesem Zweck in München bleiben soll.